

Weihnachten mit Adorno

Michel Bergmann erzählt in »Alles was war« von Kindheit und Jugend in Frankfurt

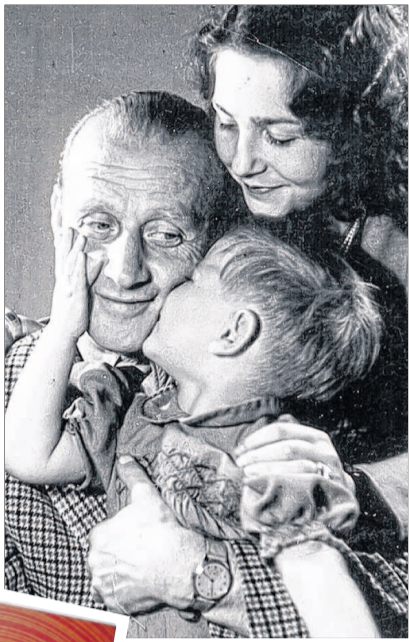
Welch ein bezauberndes, mit jeder Seite mehr mitreißendes Frankfurt-Buch ist doch »Alles was war« von Michel Bergmann, das unlängst im Schweizer Arche Verlag erschien: Der 69-Jährige erzählt uns die Stadt seiner Kindheit und Jugend. Und für die Leserinnen und Leser dieser Zeitung öffnete er dieser Tage eines der alten Fotoalben: Schaut her, so war es! Damals, nach der Geburt als Sohn jüdischer Eltern in einem Internierungslager in der Schweiz, nach dem Aufenthalt der Familie in Paris und nach der Entscheidung der Eltern, sich in Frankfurt am Main niederzulassen. Im Land der Mörder, der Peiniger. Als Kaufleute, die mit Wäsche handeln. Mit Aussteuer, die von Teilachern, den Außendienstlern, beim Gang von Tür zu Tür verkauft wird. Ja, so war es in der Kindheit im Westend. So war es nach dem frühen Tod des Vaters. So war es unter den zionistischen Alterskameraden und draußen unter den Deutschen in der Stadt.

Es ist zunächst das Buch einer ganz besonderen Freundschaft, der wir gleich bei der Widmung begegnen. Deren Bedeutung uns vor allem beim letzten Kapitel »Chaim - Leben« vor Augen geführt wird. Es ist ein in leichter Sprache geschriebenes jüdisch-deutsches Sittengemälde aus den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten, mit dem Bergmann geradezu genial an seine Bücher »Die Teilacher«, »Machloikes« und »Herr Klee und Herr Feld« anknüpft. Er braucht nur 126 Seiten, um uns beim literarischen Gang durch einen unvergesslichen Zeitraum den Eindruck zu vermitteln, wir hätten es mit einer dicken Familien-Saga zu tun.

Party bis der Rabbi kam

Bestechend das vom Autor verwendete Stilmittel einer sich stets wandelnden Perspektive. Er plaudert querbeet, verknüpft die Gedanken, folgt nicht einer Chronologie. Er gibt den Erzähler, einen älteren Mann, der zunächst seiner Frau huldigt und dem Dasein mit ihr (»Haben uns und andere nicht geschont« ... »Menschen, die man liebt, werden nicht älter«) und der dann wieder mit seiner Situation hadert: »Ich kann mich nicht daran gewöhnen, alt zu sein. Alt zu werden ist nicht das Problem, sondern nicht mehr jung zu sein«, heiße es schon bei Lichtenberg. Aber es ist genau dieses Alter, das der Erzähler eine angenehme Leichtigkeit verleiht, Charme und Witz.

Der Mann beobachtet beim Gang durch die Stadt einen Jungen; heimlich, nicht nur im öffentlichen Raum. Der Roman ist autobiografischer Natur: Bergmann beobachtet sich selbst. Wie er mit dem Vater, der das KZ überlebt hat, regelmäßig ins Café Kranzler an der Hauptwache geht und dort immer einen Kakao bekommt. Wie der Junge »Moby Dick« liest, am Zeitungsstand neben »Quick« und »Revue« die Comics entdeckt. Wie er aus dem Klassenzimmer auf die Werbung für »Creme Mouson« schaut, daneben Frankfurt in Trümmern. Wie das Kind zum Mann (und zum Journalisten bei der »Frankfurter Rund-



Michel Bergmann gestattet den Leserinnen und Lesern dieser Zeitung einen Blick ins Familienalbum. Die Fotos zeigen ihn mit seinen Eltern, 1950 beim Chanukka im Jüdischen Krankenhaus (mit Brille), zusammen mit seinem Freund Marian - eines davon dem Original von früher nachgestellt (Mitte, rechts) - und während einer Freizeit der zionistischen Jugend. Zudem abgebildet ist die private Weihnachtsfeier der Bergmanns mit den Teilachern. (Fotos: privat)

schau«) wird, während das Land sich allmählich verändert und doch stets mit seiner dunklen Vergangenheit leben wird.

Die - wir pflichten Hans Riebsamen von der FAZ bei - »hinreißendste Geschichte« des Büchleins ist jene von einer Weihnachtsfeier 1949 im halb zertrümmerten Rothschild-Krankenhaus in Bornheim, in dem jüdische Überlebende vorübergehend wohnten. Eine Feier, die diese - ausgerechnet an Chanukka, dem eigenen Lichterfest, und an einem Schabbas - für eine verwaiste junge Frau organisieren, eine herzengute Christin, die ihnen allen zur Hand geht. Theodor Wiesenzgrund aus dem dritten Stock, der

später unter dem Mädchennamen seiner Mutter, Adorno, Karriere machte, gab den Weihnachtsmann. Hanns Eisler aus Berlin, zu Besuch bei seiner Schwester Ruth, spielte - widerwillig zwar - bekannte Weihnachtslieder. Später auch, es sollte »etwas Fröhliches« sein, »Die Internationale«. Bis jemand inmitten dieser christlich-jüdischen Party sagt, Rabbiner Riesenfeld komme binnen einer Stunde, um mit den Seinen Chanukka zu feiern ...

Das am meisten anrührende Kapitel ist hingegen das über die Freundschaft des Jungen mit dem zwei Jahre jüngeren Marian, ebenfalls einem Juden. Das Westend links und rechts der Bockenheimer

Landstraße ist ihr Revier, die Trümmergrundstücke geben die Abenteuererplätze. Erst gegen Ende ihrer Teenagerzeit verlieren sie sich aus den Augen, »versichert die Freundschaft im Sand der Zeit. Erst Äonen später werden sie sich wiedersehen. Und es wird sein wie am ersten Tag.« Das ist über 30 Jahre später, nach dem Suzid der Mutter: »Plötzlich taucht Marian auf, der verloren geliebte Freund. In jedem Unglück verbirgt sich auch ein wenig Glück.«

Eine fesselnde Geschichte, angesiedelt in Frankfurt, unserer Metropole. Eine Erzählung aber auch, die uns hinführt zu dem Kind in uns.

No. Schmidt



»... vor dem Fest

Das lässt sich kaum vermeiden, und wir wollen's auch gar nicht: Die Dezember-»Rhein-Main Time« enthält immer ein paar Empfehlungen zu Weihnachten, sozusagen Geschenktipps - für andere und für einen selbst. So wie das vor Jahresfrist mit den Plätzchen- und Hadekuchen-Förmchen war, mit denen man sich Römer und Henninger-Turm backen kann. Oder mit der Seite, auf der ausführlich Ruth Führers »Ich schenke Dir Frankfurt«-Büchlein besprochen wurde - nachdem wir mit der Kulturjournalistin durch Sachsenhausen und am Main entlanggegangen waren bis zum gemütlichen Milchcafé im »Nizza«.

Einen solchen Plauderbummel mit der Autorin könnten wir uns auch gut vorstellen beim Blick auf ein ganz anderes, in der Grundausrüstung aber ähnliches Buch: Von Eva Demski ist, seit einigen Tagen erst, »Frankfurt ist anders« im Handel, eine ganz persönliche Liebeserklärung an eine Stadt, in der die 70-Jährige eigentlich gar nicht hatte ihr Leben lang bleiben wollen. Aus unzähligen Erkundungen, Wegbeschreibungen, Ortsterminen, Porträts und Pamphleten (auch früherer Jahre) ist ein unterhaltsames Frankfurt-Buch geworden - »ohne Anspruch auf Vollständigkeit, aber mit Überraschungen«, wie wir vor der Lektüre hörten und wie wir es jetzt bestätigen. »Selbstbewusste Hässlichkeiten und schüchterne Schönheiten« sind es, die beschrieben werden, »Veränderungswahn und Bewahrungsmühen« in eben jener Metropole, von der die (oben abgebildete) Schriftstellerin vom Dornbusch sagt, sie liebe sie »wie einen hässlichen Hund«.

Und dann wär da letztlich noch was für Kinderohren: »Frankfurt-Stadtgeschichten mit Harry und Waldemar« Eine weise Waldohreule, ein neugieriger Feldhase und ein wunderhübsches Kaninchen namens Stupsi erklären ihren kleinen Zuhörern (ab 6) die große Stadt, deren Geschichte und Geschehnisse. Bezaubernd.

In diesem Sinne also: Frohes Fest und ein gutes neues Jahr - mit viel Frankfurt und Rhein-Main! Man sieht sich wieder. Fürs Rendezvous schon mal einen Tag im März freihalten, bei »Monet« im Stadel. Ein Muss. Aber auch so gibt's viel zu erkunden, viel zu schreiben, viel zu erzählen. (no)



Als wär's ein Bild von Edward Hopper: Die »Heimat« an der Berliner Straße.

Wie ein Edward Hopper

»Heimat« an der Berliner Straße war ein Wasserhäuschen aus den 1950ern

Was ist denn das? Beim ersten Blick gemeint, hier sei ein echter Edward Hopper von der 1992er Ausstellung in der Schirn zurückgeblieben in Frankfurt. Sieht nur so aus - ist aber die »Heimat« und ein echtes Stück Frankfurt, wie Stadtkenner Christian Setzepfandt auf Anfrage sagte.

Die Qualität des Bauwerks ist erst seit der Wiederherstellung erfahrbar. Große, gerundete Fenster und die feinen Messingprofile machen das 1956 nach den Plänen von Edgar Schäfer errichtete Gebäude sehr elegant. Zuerst war der Pavillon als »Deutscher Diner« der Firma Jöst

genutzt worden, die unter anderem viele Jahre die Konzession für Wasserhäuschen in Frankfurt hatte.

Dann stand der kleine ovale Bau lang leer, nachdem er auch für 20 Jahre eines der bekannten Jazz-Lokale Frankfurts gewesen war, die »Jazz Kneipe«. Frankfurt in früheren Jahren und der Jazz - nach Ansicht von Christian Setzepfandt eine Geschichte für sich. »Die Mangelsdorff-Brüder standen ebenso für Jazz in Frankfurt wie der Jazzkeller, das Jazzhouse und eben die Jazzkneipe. Unter einer Baumarktverkleidung war indes die Eleganz des Gebäudes nicht zu erkennen.«

Das heutige Erscheinungsbild ist das Ergebnis einer aufwendigen Sanierung. Der Volksbauparverein als Besitzer übertrug die Restaurierung des Stahlskelettbaus dem Offenbacher Architekt Christian Schmidt. In Abstimmung mit dem Frankfurter Denkmalschutz, der seit 1999 auf den Erhalt schaut, wurde der kleine Bau wieder zu einer echten Ikone der 1950er Architektur.

Heute heißt das Weinlokal »Heimat« und ist - mit Oliver Donnecker, Sabine Fey, Gregor Nowak und Tanya Huber als Gastgeber - eines der angesagtesten Restaurants in Frankfurt. (no/Foto: no)